

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 51.

Dienstag, 2. März

1926.

Flammen.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

(26. Fortsetzung.)

Der Frau Baronin trat die Erinnerung an die andere vor die Seele, aufreizend, aufpeitschend, daß sich ihr ganzes Innere verhärtete in Schmerz und Haß und Verachtung und sie in zitternder Angst nach einem Anfang, einem Übergang suchte, um der Pein dieses unerträglichen Zusammenseins ein schnelles Ende zu bereiten.

„Fräulein Hansen wird uns schon in den nächsten Tagen verlassen!“ begann sie plötzlich ganz unvermittelt, sein Gesicht scharf beobachtend. „Sie will ihre Gesangsstudien in Berlin wieder aufnehmen!“

Alsleben sah überrascht auf und eine jähe Röte schoß ihm in die Schläfen.

Aller Selbstbeherrschung ungeachtet, vermochte er in diesem kritischen Augenblick ein tiefes Erschrecken nicht zu bemeistern.

Mit Blitzesschnelle überkam er, ob er hier nicht einem neuen Schachzuge Hellas gegenüber stand, der ihm in Anlage und Ziel noch völlig unverständlich war.

„Darf ich mir vielleicht eine Frage gestatten?“ sagte er endlich. „Geht Fräulein Hansen auf eigenen Wunsch?“

„Oder auf meine Veranlassung?“ fiel ihm die Baronin, der seine Bewegung nicht entgangen war, heftig ins Wort.

Ihre Hände tasteten unsicher über die Schreibtischplatte; sie miß seinen Blick.

„Ich verstehe die Schärfe Ihres Tones nicht!“ war die erstaunte Antwort. „Ich meine, daß eine einfache Frage doch wohl noch erlaubt sein wird!“

„Ich finde es einigermaßen auffällig, daß Sie auf einmal einen solchen Anteil an Fräulein Hella nehmen, die Sie doch früher kaum beachtet haben!“

„Ich habe in diesem Falle eine bestimmte Veranlassung, mich ganz besonders für Fräulein Hansens Gehen oder Bleiben zu interessieren!“

„Und diese wäre?“

„Sie gestatten, daß ich meine Gründe zunächst noch für mich behalte!“

„Und ich wünsche sie zu erfahren!“

Immer hörbarer brach aus ihren Worten die mühsam zurückgedämmte Erregung hervor.

Alsleben bewegte in leiser Abwehr die Hand.

„Ich kann mir zu meinem Bedauern die Bemerkung nicht versagen, daß der Ton, in dem Sie unsere heutige Unterhaltung zu führen belieben, meiner gesellschaftlichen Stellung nicht ganz entsprechen dürfte!“

„Ich wähle stets den Ton, der mir passend erscheint!“

„Dann erlauben Sie mir wohl den weiteren Hinweis, daß ich unter diesem Umstände die mir als Mann von Ehre einzig mögliche Konsequenz Ihres Tones ziehen muß und ziehen werde!“

Ein Schweigen entstand, eine lähmende Pause, in der sie sich gegenseitig die Gedanken zu entreißen mühten, wie sie so ohne Widerstand, fast mit Gewalt eines Verhängnisses, in diesen offenen Konflikt hineingetrieben waren.

Die Baronin hatte ein Briefblatt vom Tische aufgenommen und knüllte es mit einer krampfhaften Bewegung achlos zusammen.

Kein Weg, kein Wille war ihr deutlich.

Sie dachte immer nur das eine, daß der Mann ihr

gegenüber für seine Geliebte im Kampfe stand, die er nicht so ohne Widerstreben beiseite schieben lassen wollte.

Sie haßte ihn und haßte jene in diesem schicksalsschweren Moment und sie hatte doch jede Linie seines Gesichtes, jede Bewegung seiner Hand im Auge und noch immer unaussprechlich lieb.

Alsleben sagte sich zuerst.

Ihm war es nicht zweifelhaft, daß er Hella hinter der seltsamen Wandlung der sonst so ruhigen, vornehm beherrschten Herrin zu suchen hatte, und er meinte in einer geraden Art durch rückhaltlose Offenheit das Rätsel dieses Zusammenstoßes am leichtesten entwirren zu können.

„Es tut mir leid,“ sagte er, „daß unsere Unterhaltung ein solches Gepräge persönlicher Schärfe angenommen hat.“

„Ich fühle mich jedenfalls daran unschuldig und ich glaube ebenso, daß diese plötzliche Zuspitzung unseres Verhältnisses auch von Ihnen nicht beabsichtigt gewesen ist und irgend ein fremder, mir feindlicher Einfluß hinter Ihnen steht!“

Ein bitteres Lachen zuckte um den Mund der jungen Frau.

„Sie irren, Herr von Alsleben! Mich hat niemand gegen Sie aufgehetzt, wie Sie anzunehmen scheinen. Sie selbst sind es mit Ihrem ganzen Verhalten, der mir dies Vorgehen geradezu aufzwingt. Denn Sie haben mein Vertrauen auf das schwerste gemißbraucht!“

Alslebens Gestalt straffte sich.

„Gnädige Frau,“ sagte er mit harter, klingender Stimme, „ich muß von Ihnen jetzt eine bedingungslose Aufklärung fordern.“

„Ich glaube, dessen bedarf es nicht! Sie werden ja selbst am besten wissen, was Sie sich vorzuwerfen haben. Es widersetzt mir als Dame, an all diesen licht Scheuen Dingen zu rühren.“

Aus weiten Augen starrte Alsleben die Baronin an, sein Gesicht war leichenbläß.

„Wären Sie ein Mann, Frau Baronin,“ versetzte er dann, sich mit übermenschlicher Anstrengung zur Ruhe zwingend, „so wäre ich keinen Augenblick im Zweifel, was nun zu geschehen hätte. So freilich sind mir die Hände gebunden und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich Sie und Ihre ganze Erregung nicht im mindesten verstehe. Ich weiß auch nicht, worauf Sie mit Ihren dunklen Andeutungen anspielen. Aber das eine weiß ich, daß es mir meine Ehre verbietet, mich weiter von Ihnen in dieser Weise beleidigen zu lassen. Und daß wir heute uns zum letzten Male in unserem Leben gesprochen haben, wenn Sie mir nicht volle Genugtuung geben.“

Hochausgerichtet wie zwei Kämpfer standen sich die Baronin und Alsleben gegenüber.

Die Baronin hatte ihre Hände um den Rand des Schreibtisches gekrampt.

Ihr Herz hämmerte schwer, das ganze Zimmer schien sich um sie in Bewegung zu setzen.

Sie fühlte, daß sie dicht vor dem Abgrund stand und mit dem nächsten Schritt in eine bodenlose Tiefe glitt, wenn sie nicht noch im letzten Augenblick ein erlösendes, befreiendes Wort zu finden vermochte.

Sie wollte sprechen, doch die Lippen versagten ihr den Dienst.

Wie durch einen Nebel sah sie auf einmal das Gesicht des Mannes, den sie über alles geliebt und nun bis in den Tod verwundet hatte.

Und hinter ihm schattenhaft, ungreifbar und doch quälend deutlich das düstere Bild der Nacht.

Das mondbeschienene Portal, zu dem sich die andere hineinsetzte, die andere mit dem goldenen Haar, die sie geschlagen hatte im Wettkampf des Lebens und der Liebe.

„Ich habe meinen Worten von vorhin nichts mehr hinzuzufügen!“ sagte sie endlich mühsam mit störender Stimme.

„Ich will Ihnen kein Hindernis in den Weg legen, wenn Sie glauben, Ihre Stellung hier aufgeben zu müssen. Sie können Pahlowitz zu jeder Zeit verlassen!“

Als eben neigte kaum merklich den Kopf.

„Wir haben morgen den letzten Juni,“ sagte er dann wieder ganz ruhig und geschäftsmäßig. „Ich werde bis zum Abend meine Bücher abschließen und meine Sachen noch im Laufe des Abends nach dem Dorf hüberbringen lassen. Sonst hätten wir beide uns ja wohl nichts weiter mehr zu sagen!“

Eine kurze knappe Verbeugung.

Sie war wieder allein.

Mit großen leeren Augen sah sie ihm nach, als er jetzt die Verandatreppe hinabkam und, ohne noch einmal zurückzublicken, mit raschen entschlossenen Schritten zur Buchenallee hinüberging.

Ihr wars auf einmal, als löse sich ein Stück ihres eigenen Selbst von ihr, als schwände alles Glück, alle Sonne ihres Daseins mit der hohen, stolzen Gestalt des Mannes, der sich nun für immer von ihr abgewandt hatte und nie wieder zu ihr zurückkehren würde.

Und dann endlich löste sich die ungeheure Spannung ihres Innern.

Mit einem tiefen Seufzer legte sie den Kopf auf die Lehne ihres Stuhles und brach in ein heißes Schluchzen aus.

Als eben hatte gleich nach dem Verlassen des Schlosses einen großen Wanderweg durch Park und Wald gemacht und war erst in der achten Abendstunde nach dem Kavalierrhause zurückgekehrt.

Jetzt erst, da er wieder ruhig dachte, war ihm die ganze Bedeutung des plötzlichen Zusammenstoßes mit der Baronin zum Bewußtsein gekommen.

Schon damals, als ihm von Herrn v. Bassow der Administratörposten in Pahlowitz angeboten worden war, hatte er nach den Erfahrungen seiner Ehe ein starkes Bedenken gehabt, sich einer Frau als Herrin zu unterstellen, und nur die vornehm-liebenswürdige Persönlichkeit der Baronin hatte ihn schließlich vermocht, seinem Selbstbewußtsein als Mann ein solches Opfer abzurufen.

Ein würgender Zorn sah ihm heiß in der Kehle, wenn er daran dachte, daß dieselbe Frau ihn abgetan und fortgewiesen hatte, nicht anders als einen auffälligen Knecht, den man mit der Peitsche vom Hofe jagt.

Immer wieder sah er ihr blaßes Gesicht vor sich, von der leidenschaftlichen Erregung wild verzerrt, als habe eine rohe, grausame Hand all die edle Schönheit der feinen Linien aufgesplüßt.

Trotz ihrer bestimmten Ablehnung blieb er fest davon durchdrungen, daß er einzig und allein einer geheimen Mächenschaft erlegen war, die mit dieser Sprengung seines Verhältnisses zu Pahlowitz nach ihrer Art an ihm Rache nahm, weil er selbst den Weg nach Greifenhagen versperrte.

Einen Augenblick dachte er daran, der Baronin zu schreiben und sie über Hellas wahren Charakter aufzuklären; ein instinktives Angstgefühl sagte ihm, daß dem Hause Böhma von dieser Seite eine große Gefahr drohe, wenn er es gerade jetzt ohne seinen wachsamten Schutz ließe.

Dann aber empörte sich sein ganzer Stolz wieder dagegen, nachdem, was ihm von der Baronin geschehen war, auch nur einen einzigen Schritt zu tun, der von ihr vielleicht als ein Annäherungsversuch ausgelegt werden könnte.

Was ging sie denn im Grunde jetzt noch seine Ehe an, diese unselige Ehe, die nur ihn selbst noch mit dem Vorwurf der Unaufrichtigkeit belästete, daß er geschwiegen und sich weiter als Witwer ausgegeben hatte, nachdem ihm in Pahlowitz der bündige Beweis geworden, daß alle Gerüchte

über Hellas angeblicher Tod auf einem Irrtum beruht hatten?

Um zehn Uhr griff er wieder nach Stod und Gut und ging noch einmal nach dem Amtshause hinüber.

Sein überstürztes Auscheiden aus Pahlowitz machte noch eine Reihe wichtiger Anordnungen und wirtschaftlicher Besorgungen mit dem Amtshause notwendig; auch fühlte er ein lebhaftes Bedürfnis nach einer persönlichen Rechtfertigung von einem unparteiischen und vornehm denkenden Manne, zumal ihm die Baronin in weiblicher Unlogik und Ungerechtigkeit ja nicht die geringste Möglichkeit einer Verteidigung gegeben hatte.

Als er dann mit dem alten Barquentin bei einer Flasche Markobrunner in der Alazienlaube am See saß, entsank ihm wieder jeder Mut zu dem Geständnis seiner Entlassung.

Auch lebte in ihm noch immer eine leise Hoffnung, daß sich die Baronin im Verlauf der Nacht doch eines Besseren besinnen und bei ruhiger Überlegung zur Erkenntnis der ihm angetanen Unbill gelangen würde.

Allein der Morgen, der Vormittag des anderen Tages verging, ohne daß vom Schloß ein Brief, ein Votum kam.

Da schickte er endlich den aufwartenden Gärtnerjungen, um ihn aus seiner Umgebung zu entfernen, für den ganzen Tag zum Krebsstischen auf den See hinaus und begann selbst in fieberhafter Eile seine Sachen zu ordnen.

Die meisten der aus Amerika nachgelassenen Frachtkisten standen noch ungeöffnet, als hätte er geglaubt, daß seines Bleibens in Pahlowitz nicht von langer Dauer sein würde.

In einer knappen halben Stunde war alles wieder verpackt und verpackt; dann leerte er in seinem Schlafzimmer sämtliche Schränke und Schubladen und stopfte Wäsche und Kleidungsstücke, Stiefel und Toilettengegenstände in seine beiden Rohrplattenkoffer.

(Fortsetzung folgt.)

Mr. Blad der Wegelagerer.

Von Max Zeumer.

Das Licht der Welt hatte unser Freund in einer dicht mit Unterholz bewachsenen Schlucht des Yellowstone-Nationalparks erblickt. In diesem ungeheuren, von der Vereinigten Staaten-Regierung zum Schutzpark bestimmten Gebiet, in dem kein Tier gejagt werden darf, verlebte er unter dem Schutze seiner Mutter, einer riesigen schwarzen Bärin, seine Jugend. Als er erwachsen den Kampf mit dem Dasein aufnahm, überragte er seine Erzeugerin um fast Haupteslänge.

Der reichgebede Tisch der Wildnis nahm ihm jede Nahrungsfrage und nicht abnehmend, daß er einst zu einer Berühmtheit seines Geburtsortes werden würde, freute er sich seines Lebens. Der Reichtum an wilden Beeren jeglicher Art, an Hasel-, Wal- und Erdnüssen, an den Früchten der rothfarbenen Buche und der Weikeiche in Verbindung mit Schnecken, Käfern und anderen Kleintieren bot seinem Gaumen reichliche Abwechslung.

Durch sein gelegentliches Zusammentreffen mit Menschen zu der Überzeugung gelangt, daß ihm von diesen keine Gefahr drohe, pflegte er für die Zukunft diesen nicht mehr auszuweichen. Das Verhalten der Kavalleriestreitwachen, welche die Ordnung im Schutzpark aufrechterhielten, ihm gegenüber bestärkte ihn noch in dem Glauben an die Ungefährlichkeit der Zweifelhäuter; denn es passierte ihm des öfteren, daß ein Reiter ihm ein Stück Brot zuwarf, dessen Genuß er außerordentlich liebte.

Eine Zeilang besuchte er allabendlich die Abfallhaufen in der Nähe des Zeltlagers, aber die steten Streitigkeiten mit seinen Artgenossen um jeden guten Bissen ließen ihn von diesen Besuchen bald Abstand nehmen. Dann aber, im dritten Sommer seines Bärenlebens, kam der Tag, der ihm das größte Ereignis bescherte, an dessen Folgen sein Leben zerbrach.

Er hatte sich an den reifen Früchten der Himbeeren gütlich getan und trollte langsam durch das eine größere Lichtung umrahmende Unterholz. Menschliche Laute von der anderen Seite an sein Ohr dringend, ließen ihn sich auf die Hinterpranken erheben. Drüben sah er eine größere Gesellschaft von Damen und Herren um ein weißes, am Boden liegendes Tuch gelagert. Im Hintergrund, auf dem dicht an die Stelle herantretenden Fahrweg, stand eine mit Pferden bespannte Postkutsche. In einem kleinen, seitwärts errichteten Herdbankierte ein Mann, und der Wind trug ihm den Geruch gebratenen Fleisches zu, was seine Freilust ins Ungemessene steigerte.

Wie von einem Magnet angezogen, schob sich Mr. Blad,

dem Unterholz folgend, der Quelle jenes wunderbaren Duftes näher. Er hatte schon einige Male das Glück gehabt, verlassene Frühstückspfade aufzufinden, und sich dort an den zurückgelassenen Resten gütlich getan. Langsam und ungesehen pirschte sich unser Freund dem Feuer näher. Der Kutscher war gerade damit beschäftigt, seine Tiere zu tränken, als das eine derselben die Witterung des sich nähernden Mr. Blad bekam. Angstvoll schnaubend, stieß es den ihm vorgehaltenen Tränkeimer zurück. Im selben Augenblick bekamen auch die drei anderen Tiere die gleiche Witterung, und nur das hastige Zugreifen des Kutschers verhinderte das Durchgehen der Herde.

Nach der Ursache dieser plötzlichen Unruhe spähend, gewahrte der Mann die dunkle Gestalt des Herankommenden. Der Kutscher war zu allem Unglück ein Neuling und mit der Tierwelt des Schutzparks nicht vertraut. Da Mr. Blad sich im selben Augenblick, durch die Unruhe der Pferde unsicher gemacht, auf seine Hinterpranken stellte und sich nun in seiner ganzen, Furcht erweckenden Größe präsentierte, mochte der Kutscher an einen Angriff des Bären glauben. Sein unruhiges, nach vorwärts drängendes Vorgespann fest in den Zügeln haltend, rief er angstvoll nach dem bratenden Führer, und sein gellender Ruf alarmierte im Nu die fröhlich schmausende Gesellschaft.

Den ausgerückten Bären erblickend und mit schrillum Angstgeschrei auf den Wagen losstürzend, war für die Damen das Werk eines Augenblicks. Die Vertreter des stärkeren Geschlechts folaten ohne Ausnahme im Eiltempo dem Vorgehen der Damen, auf das ängstlichste bemüht, sich aus dem Angriffsbereich des Mr. Blad in das Innere des Wagens zu retten. Der mit langen Sähen vom Feuer herbeispringende Führer rief zwar seinen Schuttbefohlenen einige beruhigende Worte zu, die aber im Stimmgewirr der Aufgereagten ungehört verhallten. Den Kopf der Pferde freigebend, sprang nun der Kutscher, unter völliger Nichtachtung seiner gesunden Glieder, mit einem Riesensatz zum Kutscherbock empor. Gewandt wie eine Kake, gelang es ihm gerade noch, die Zügel in die Faust zu bekommen, als sich der Wagen mit einem furchtbaren Ruck in Bewegung setzte.

Dem Lenker des Wagens an Gewandtheit nicht nachstehend, sprang nun auch der Führer zum Bock empor; an dessen Eisengelenken geklammert, gelang es ihm erst nach einigen vergeblichen Versuchen, seinen Platz einzunehmen. Während der Wagen wie ein Schiff im Wogenrall hin und her schwankend davonjagte, sah Mr. Blad verdutzt der Flucht zu. Weit entfernt, sich für die Ursache dieses gedankenschnellen Aufbruchs zu halten, trotzte er dann langsam dem Feuer zu.

Die Pfanne mit dem braungebratenen Fleischstücken hatte der Führer, der zugleich die Stelle des Kochs versah, im letzten Augenblick vorsorglich auf den Boden gestellt. Dem Geruch des gebratenen Fleisches nachgebend, stieß der Bär zuerst auf die heißen Bratenstücke. Voller Gier griff seine Pranke nach der Pfanne, an deren noch feuerwarmem Metall er sich diese, wenn auch nur unerheblich, verbrannte. Während brummend gab er dem Blechgeschirr einen Schlag, der die duffende Herrlichkeit in die nächsten Büsche schleuderte.

Ohne weiteren Zeitverlust wandte er sich dann der Tafel zu. Mitten in die ihm unbekannten Herrlichkeiten, die diese schmückten, ließ er sich dann auf seinen Hinterpranken nieder, um die seiner harrenden Genüsse in Augenschein zu nehmen. Ein großes, mit Fruchtgelee gefülltes Glas, das ihm zunächst stand, ergreifend, leerte er, da die süße Speise seinem Gaumen vorzüglich mundete, in kürzester Frist. Die darauf folgende Büchse mit Anchovis nahm er trotz des großen Geschmacksgegensatzes mit demselben Behagen zu sich. Ein Körbchen frisch gebackener Maisbrötchen folgte dann den anderen Eßwaren. Auf diese kam dann eine nicht kleine Anzahl rotwangiger Äpfel an die Reihe. Ein Dutzend Eier fand ebenfalls Gnade vor seinen Augen, während ein Glas mit Senf als gänzlich ungeeignet zur Seite flog. Eine große Schüssel voll gesüßter Schweinerippchen fand seinen ungeteilten Beifall, und das darauf hinuntergeschüttete Glas mit Mixed Pickles sorgte trotz des scharfen Geschmades für eine belömmliche Gaumenabwechslung. Ein halbes Dutzend geräucherter Fische und eine Schüssel gebratener Speckschnecken verschwanden ebenfalls im Sandumdrehen hinter dem Gehege seiner stattdessen Zahnreihen. Als Beschluß dieses ihm wie ein Göttermahl mundenen Frühstückes verzehrte er dann noch, wie ein echter Feinschmecker, ein großes Stück Indianakase.

Obwohl die Tafel nunmehr vollständig abgeräumt war — sein ungeniertes Zugreifen hatte die augenfällige Ordnung des Frühstückstisches in ein wüstes Chaos verwandelt — suchte sein einmal angeregter Appetit nach weiteren Stillungsmitteln. Die vorhin beiseite geschleuderte Pfanne mit gebratenem Fleisch, dessen Geruch seine witternden Nasenflügel von neuem einsoßen, veranlaßten ihn zu einem nochmaligen Versuch mit dieser seine Freigier anregenden duftenden Angelegenheit. Es sollte jedoch nur bei dieser Absicht bleiben,

denn eine heranjagende Kavalleriepatrouille, die von dem flüchtigen Besitzern der verschwundenen Delikatessen auf die Spur Mr. Blads gesetzt worden war, trieb ihn durch blinde Schüsse in die Flucht.

Dieses lustvolle Abenteuer unseres Helden war der Auftakt einer völlig veränderten Lebensweise desselben. Die Erinnerung an die ihm gewordenen Genüsse wurde in ihm sofort lebendig, sobald er bei seinem Umherschweifen auf Menschen stieß. Der Glaube, daß jene ungeahnten Redereien unzertrennbar mit der Person jedes Zweifüßlers zusammenhing, zwang ihn zur Belästigung jedes Begegnenden. Damit schuf er den Untergrund zu jenem Gerücht, daß ein schwarzer Bär die Umgebung des Roosevelt-Lagers unsicher mache.

Die Besucher des Yellowstone-Nationalparks waren an der Veränderung im Leben unseres Helden nicht ganz unschuldig; denn sein bloßes Erscheinen genügte zu sofortiger Hergabe von kleinen oder größeren Mengen von Nahrungsmitteln. Dieses unverständene Entgegenkommen steigerte ganz naturgemäß die Begehrlichkeit Mr. Blads, der in der Folge von seinem Tun nicht mehr abzubringen war.

Seine natürliche Verschlagenheit ließ ihn bald die Taktik eines echten Wegelagerers einschlagen. Ursprünglich aus dem die Straße umsäumenden Buschwerk auftauchend, brachte er die Fuhrwerke zum Stehen und nahm den ihm willig oder nicht willig gereichten Tribut in Empfang. So lange es bei der bloßen Beraubung des Proviantes blieb, haben die davon Betroffenen das Zusammentreffen mit Mr. Blad als eine spähbaste Episode an, und es gehörte gewissermaßen zum Programm der Reise, von diesem geplündert zu werden.

Ein ernstes Gesicht bekam jedoch die Angelegenheit, als Mr. Blad einige Pferde, die bei seinem Erscheinen nicht stillstanden, durch Prankenhiebe verletzten. Das Maß seiner Sünden füllte sich bedenklich, und es bedurfte nur noch eines Anstoßes, um dieses zum Überlaufen zu bringen. Und dieser Anstoß, der sein Urteil über Mr. Blad sprach, ließ nicht lange auf sich warten.

Das nächste Opfer Mr. Blads war ein Händler, der eine Wagenladung Rauchfleisch und Konserven nach dem Roosevelt-Lager bringen wollte. Erbot sich über die Annahme des Bären, schlug ihm der Angehaltene mit einem handfesten Eichenknüttel gehörig eins über das Hirndach. Sein Glaube, daß der wegelagernde Bär nach diesem Empfang schmerzhafter Begrüßung Hergeld geben würde, erwies sich jedoch als ein Irrtum. Ein Hieb seiner Pranke warf den Händler vom Bock seines Wagens in das Innere desselben hinein. Das nun zügellos gewordene Gespann, durch die unmittelbare Nähe des Bären aufs äußerste geängstigt, ging zum Glück für den Besitzer durch und brachte den Verletzten ohne weiteres Gefährnis glücklich bis zu dem in der Nähe befindlichen Lager.

Das Ergebnis des Abenteuers für den Händler bestand in einer verrenkten Schulter und einem tiefen, von dieser bis zur Brustmitte reichenden Fleischriß. Damit war das Urteil über Mr. Blad beschlossen. Eine Anzahl Kavalleristen unter Führung eines Offiziers unternahm es, dem Wegelagerer das Handwerk zu legen. Am Nachmittag desselben Tages gelang es den Reitern, den Gesuchten in der Nähe des Tatortes zu stellen.

Mr. Blad begann sofort bei dem Erblicken seiner Verfolger, als obnte er die Absicht derselben, sich in beschleunigtem Tempo einem in der Nähe befindlichen Beerenstumpf zuzuwenden. Aber die Reiter schnitten ihm den Weg ab, und eine ihm zugesandte Kugel streifte seinen Schädel. Im Nu war der Verwundete hoch und nahm mit erhobenen Pranken, zurückgelegtem Gehör und fleischendem Gang die ihn umkreisenden Verfolger an.

Nun begannen die Winchesterbüchsen der Reiter zu bellen, und ins Leben getroffen brach der Däne zusammen. Im Todeskampf rissen die Pranken den Boden auf, und ein Hagel von Erd- und Moosklumpen stob umher. Eine ihm aus nächster Nähe zwischen die Lichter gesetzte Kugel endete den Kampf des Reden und zugleich das Dasein des vierfüßigen Wegelagerers vom Yellowstone-Park.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Die Solalgröße. Ein humorvoller Besucher der Shakespeare-Stadt Stratford-on-Avon bemerkte eines Tages aus Spaß zu seiner Wirtin: „Wer ist denn eigentlich dieser Shakespeare, von dem man hier so viel hört? War es ein großer Mann? Auf diese lustige Frage gab ihm die Dame die folgende ernsthafte Antwort: „In früherer Zeit hat man sich nicht viel um ihn gekümmert. Erst die Amerikaner haben ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist.“

Das große Geheimnis. Dame im Laden: „Sind die Eier auch frisch?“ — Der Verkäufer: „Mit, ist, die Henne weiß es noch gar nicht, daß ich sie habe.“



Die Diktatur der Mode.

Unsere Schwestern von heute haben es gut und können sich kaum mehr einen Begriff davon machen, wie noch vor kaum hundert Jahren die unglücklichen Opfer der Mode von dieser barbarischen Göttin tyrannisiert wurden. Wenn wir vor Bildern aus jener Zeit stehen, mit unnatürlich beladtem und bezopftem Haupt, mit riesigem Reifrock aus Fischbein, gestell und langer Schleppe, so neigen wir gar zu sehr dazu, diese Gemälde als Wiedergaben von besonderen Gelegenheitskostümen vorzustellen. Aber wir können leicht eines anderen belehrt werden, wenn wir hören, wie die Schwester des berühmten Philosophen Schopenhauer, Johanna Schopenhauer, ihren Ballanzug aus dem Jahre 1783 schildert. Ein ungeheurer, mit Drahtgeflecht und Rohhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen und Bändern gekönter Haarturm, schrieb sie, „legte über meinem Haupte meiner Länge wenigstens eine Elle zu. Ein aus dicht aneinandergefügt Fischbeinstäben zusammengesetzter Harnisch, fest und steif genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltig meine Arme und Schultern zurück, die Brust heraus und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenform ein. Und nun der Reifrock! Und über diesen der mit Halseln und allerhand unbeschreiblichen Rinkelstücken garnierte seidene Rock, und über diesem noch das vorn offene, mit einer langen Schleppe versehene Kleid vom selben Stoff! — Unsere Mamas folgten noch viel reicher gekleidet und schwerer belastet als ihre Töchter! — Bei diesem Anzuge erforderte der Kopfsput die größte Mühe und Geduld.“

Ein anderes, vielleicht noch betrüblicheres Bild von den Modequälereien jener Zeit entwirft die Schriftstellerin Friederike Brun, die Freundin der beiden Grafen Stollberg und Matthiassons, die zur Zeit Goethes als Gattin des dänischen Konsuls in Petersburg lebte und die Verfasserin vieler beliebter sentimentaler Gedichte und Reiseschriften war: „Hört, Ihr Töchter der neueren Zeit, das schwache Gemälde der Leiden, womit Eure Mütter sich ihre Tage erkaufen mußten! Man hatte zu unserer Qual eine Art Fals von Hirschaaren erfunden; aus diesem wurden zwei solide Matten gemacht, wohl mit Eisenbraut gesteuert. Ein solches Unwesen von wenigstens ein Pfund an Gewicht wurde hinter dem Stirnhaar dicht, dicht um den Kopf geschnürt, ein zweites, ebenso großes deckte unter dem Namen Chignon den Hinterkopf und wurde fest um den Nacken geschnürt. Auf diesem Bollwerk wurde nun das Haargebäude mit langen eisernen Nadeln aufgerichtet. Da dieses aber das Werk mehrerer Stunden war, so mußte der Bau von einem Samstag zum andern halten. Ja, wenn eine Haarnadel etwa nach, so mußte die Qual geduldig bis zum nächsten Samstag ertragen werden! Nun ward die Bastille meines armen Hauptes demoliert, aber ach, nur zu neuerer Qual! Denn nun wurden die ineinandergewirten Haare unter tausend Schmerzen ausgekämmt, von Pomade und Puderleig gereinigt und am Abend der arme, brennende Kopf von neuem in die Bastille gesteckt, damit man Sonntags frühe in der Kirche erscheinen konnte. Und all diese Folterqual ward ertragen um des Vergnügens willen! Aber nie werde ich ohne Schrecken an diese Samstage zurückdenken und beargwöhnen noch nicht, wie ich meinen gesunden Kopf aus diesem Begefeuer gerettet!“

Im allgemeinen glaubt man, daß das Zeitalter des Publikos den Friseuren eine bisher nie dagewesene Konjunktur beschert habe. Auch darüber kann man sich aus alten Modeschriften eines anderen belehren lassen. Es war zum Beispiel gar nichts Ungewöhnliches, daß Damen, die ihren viel beschäftigten Friseur am Tage eines Festes nicht bekommen konnten, sich am Abend des vorhergehenden Tages bereits frisieren ließen. So berichtet Helmina von Chézzy, die Enkelin der bekannten Karlskin darüber folgendes: „Der Friseur nahm dann einige Bogen seines Papiers und umwickelte die Frisur mit vielleicht 100 feinen Nadeln. Die gemartete Dame setzte sich auf ein Sofa, unterstützte ihren Nacken, beugte ihre Füße mit warmen Tüchern und blieb schwebend angelehnt in beschriebenen Zustand die ganze Nacht. Ihre Augenlider waren rot und geschwollen vom festen Anziehen der Haare.“

Schlimmer als alles andere war vielleicht das „Schnüren“ bei der Damentouillette. Das Ideal war ein Taillenumfang von 40 Zentimeter, der hin und wieder tatsächlich erreicht und mit Stolz, vermuthlich auch mit Qual getragen wurde. Der Gatte Helmina von Chézzy berichtet von den Geheimnissen der Theatergarderobe der Wiener Schauspielerin Vogl,

die eine respectable Leibesfülle besaß und sich mit Hilfe eines Panzers von starkem Zwisch mit Stahlkriegen und starkem Fischbein in die richtigen Formen bringen ließ. Die Schnur dieses Panzers wurde jedesmal von zwei handfesten Hausknechten angezogen.“ Wenn die beiden vierschrötigen Österreicher, sagt Chézzy, „aus Leibeskräften das Nieder zuzogen, jeder ein Knie an eine der ungeheuren Hüften gestemmt, so glaubte man, eine Folterkammer und eine Hexe zu erblicken.“

Es kann nur einen kleinen Trost bedeuten haben, daß der Bus nicht nur beim weiblichen Geschlecht Opfer forderte und fand. Auch die Männer, die in Gesellschaft für voll genommen werden mußten, hatten allerlei peinliche Prozeduren über sich ergehen zu lassen, wenngleich sich bei ihnen die Mißhandlungen der Mode auf die Verläste beschränkten. „O, es war eine schreckliche Kopfmarter!“ erzählt Ernst Morik Arndt. „Oft bedurfte es einer ausgeschlagenen Stunde, bis der Kopf, gesteuert und das Towet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgetürmt waren. Da ward, wenn drei bis vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade draufgeschlagen, daß die heißen Tränen über die Wangen liefen.“

Allerdings, man soll angesichts der gegenwärtigen „Erregenschaften“ nicht gar zu überheblich tun, wer kennt die Launen der Mode und wer möchte es beschwören, daß sie sich nicht doch eines Tages wieder auf andere Extreme stürzt, die wir jetzt belächeln.

Parfüm.

Von Harald Kirsten.

... ein berauschender Duft ging von ihr aus, irgend ein geheimnisvolles Parfüm, das ihm die Sinne verwirrte. Das ganze Zimmer schien angefüllt zu sein mit diesem Duft. „Wenn sie bis hierher gekommen sind in ihrem Roman, dann klopfen sich empfindsame Leserinnen die vertäulten Rippen ihrer Chaiselongue wieder zurecht, verfluchen sich tiefer hinein und sinnieren, Bild an die Decke, was das wohl für ein Parfüm gewesen sein mag, das den Helden der Geschichte so umgarnte und um seinen Verstand brachte. Am nächsten Tage stehen dann die Anfängerinnen des Parfümiers vor einer Platonparade und riechen an allen geschliffenen und ungeschliffenen, bändchengeschmückten Flaschenhälften, werden immer hilfloser vor all den lodenden Etiketten mit den unwahrscheinlichsten Namen, um nachher doch das Verfehlte nach Hause zu bringen.“

Parfüm zu kaufen, nur um Parfüm zu haben — welche Geschmackslosigkeit! Eine Frau, die Verständnis hat für das Verfehlte, Geheimnisvolle, für eine gewisse rätselhafte Selbstverständlichkeit eines, nein, ihres Parfüms, die weiß ganz genau, was sie zu nehmen hat. Ihr Temperament, ihr Hautduft, ihre Haarfarbe werden maßgebend sein für die Stärke, Süße und Eigenart ihres Parfüms. Eine Gretchen-natur verträgt keine schweren und latten Duftwolken; eine Strindbergfigur keine harmlose, unschuldunterstreichende Duftstrahl. Und dann gibt es Frauen, denen Parfüm überhaupt nicht „steht“ über die man ein stilles Verwundern nicht los wird, wenn sie zu Parfüm greifen. Denn ihr eigener Duft hat schon jenen unerklärlichen Reiz, den ein richtig abgestimmtes und gutes Parfüm voraussetzt.

Die meisten Frauen verstehen kaum, das Parfüm auf vornehme Art anzuwenden. Lieber einen Strauß frisch duftender Weiden am Gürtel als ein billiges und unangenehmes Parfüm! Und Zurückhaltung! Frauen, die sich stark parfümieren, werden gegen ihr Parfüm allmählich so unempfindlich, daß sie zu immer größeren Dosen greifen. Eine überstark parfümierte Frau fällt jedoch auf die Nerven. — Aber auch damit, daß man sich einen Tropfen auf die Bluse oder aufs Kleid oder ins Taschentuch tut, bringt man sich von vornherein um alle Wirkung. Das Parfüm darf überhaupt möglichst nicht direkt auf Kleider oder Wäsche gebracht werden. Es soll doch immerhin die Illusion vermitteln, als umgebe die Frau ein wunderbarer diskreter Hauch. Dieses ungewisse, Süße, Schmeichelnde erreicht man aber niemals auf die eben erwähnte Methode, die oft brutal angewendet wird. Das Parfüm gehört in alle Kleider- und Wäschekränke, in alle Kisten und Schubladen. Der bekannte, geliebte Duft muß auf diese Art hundertfach wiederkehren, vom einfachsten Gebrauchsstück bis zum letzten Luxuskleid. Er legt sich dann um die Frau wie etwas zu ihr Gehörendes. Alles, was sie anzieht, überstreift, in die Hand nimmt, hat ihre individuelle Geruchsnote.